

Vor zwei Wochen

»Die Unterwäsche auch!«

»Wie bitte? Ich verstehe Sie nicht!«

Das war natürlich gelogen. Simone Rukka verstand ganz genau, was die Zollbeamtin von ihr wollte, obwohl deren Englischkenntnisse nur sehr rudimentär vorhanden waren. Aber vielleicht würde ihr etwas Dummstellen die angeordnete Peinlichkeit ersparen. Nur in BH und Höschen vor der korpulenten, kubanischen Beamtin zu stehen, war schon schlimm genug. Außerdem wurde Simone den Verdacht nicht los, dass sie von weiteren Personen beobachtet wurde. Mit Sicherheit gab es hier Kameras. Obwohl sie ihren Kopf in alle Richtungen schnellen ließ, als verfolge sie die Kunstflugshow eines epileptischen Piloten, hatte sie kein auf sich gerichtetes Objektiv erkennen können.

Ein lauter Knall ließ Simone zusammenzucken und brachte ihre Aufmerksamkeit zurück zu der uniformierten Matrone. Die hatte kräftig in die Hände geklatscht und wiederholte lauter und eindringlicher: »Die Unterwäsche auch!«

Ihrem eisigen Blick nach stand sie kurz davor, selber Hand anzulegen. Das fehlte noch. Also fügte sich Simone zähneknirschend. Über die Ironie, dass sie damit Kuba genauso betrat, wie sie die Insel vor etwa einem Jahr verlassen hatte, nämlich nackt, konnte sie nicht wirklich lächeln. Sie hätte es besser wissen müssen. Was für eine dämliche Idee, nach Havanna zurückzukehren, zudem sie hier wahrscheinlich wegen Doppelmordes gesucht wurde. Was natürlich total verrückt und absoluter Blödsinn war. Sie hatte niemanden umgebracht, am allerwenigsten ihre langjährigen Freunde Chavy und Valeria Vazques. Sie hatte damals nur helfen wollen. Aber urplötzlich hatten sich die Ereignisse schneller und turbulenter entwickelt als in einem englischen Agententhiller.

Und nun stand Simone erneut auf kubanischem Boden,

schüttelte ihre roten, lockigen Haare zurück und hakte den BH-Verschluss hinter ihrem Rücken auf. Der Mund der Dicken formte ganz kurz ein perfektes O, bevor sie sich wieder im Griff hatte.

Ja, glotz du nur. So was bekommst du bestimmt nicht alle Tage zu sehen, was?, dachte Simone, stieg aus ihrem Höschen und legte es auf den speckigen Tisch zu ihren übrigen Sachen.

Sie war sich durchaus bewusst, dass sie gut in Form und mit einem Körper gesegnet war, der vielen Männern schlaflose Nächte oder feuchte Träume bescheren konnte. Bloß blöd für die, dass sie sich nur zu Frauen hingezogen fühlte. Allerdings nicht zu der kubanischen Beamtin, die sich jetzt tatsächlich Gummihandschuhe anzog und ein unverschämtes Grinsen aufsetzte.

Sofort kribbelte eine Gänsehaut über Simonens gesamten Körper und das lag nicht an der Zimmertemperatur. Im Gegenteil. In dem kleinen, fensterlosen Raum, von dessen Decke eine Neonleuchte wie eine Supernova herunterstrahlte, war es gefühlt heißer als in der Sauna des Schwimmbades im heimatlichen Jena.

»Ich habe nichts zu verzollen!«, brüllte Simone die Beamtin fast schon panisch an.

Dabei ballte sie ihre Fäuste so sehr, dass sich ihre Fingernägel schmerzhaft in die Handflächen bohrten. Simone dröhnten die Ohren von ihrem eigenen, wilden Herzschlag. Wäre sie doch nur zu Hause geblieben. Verdammtes Internet! Vor nicht ganz zwei Wochen hatte sie mal wieder Havana auf Google Maps besucht, die Stadt, in der sie glückliche Jahre als Studentin verbracht hatte. Trotzdem würde sie der Dicken nicht auf die Nase binden, dass sie daher perfekt Spanisch sprach. Sollte die sich ruhig weiter mit ihrem holprigen Englisch abquälen.

Simone hatte virtuell die Orte am Rechner besucht, an denen sie wunderschöne Stunden mit lieben Freunden verlebt hatte. Und dann war direkt über dem Haus des ermordeten Ehepaares Vazques ein Werbebutton für eine Zim-

mervermietung aufgepoppt. Da hatte sie einfach nicht widerstehen können. Ohne groß darüber nachzudenken, hatte sie einen Flug und eine zweiwöchige Übernachtung in dem ehemaligen Heim ihrer ermordeten Freunde gebucht. Schließlich musste sie fast täglich an Maria denken, die ihr damals bei der Flucht von der Insel geholfen hatte und die kurz darauf buchstäblich von der Bildfläche verschwunden war. Angeblich in den Kellern der kubanischen Geheimpolizei, der Seguridad del Estado.

Simone fühlte sich für das Schicksal der jungen Frau verantwortlich und nicht nur, weil sie mehr als eine reine Freundschaft verbunden hatte. Die Werbung für ein Fremdenzimmer in der Vazques-Villa war ein Fingerzeig, ein Wink des Schicksals gewesen, einer höheren Macht, die wollte, dass Simone die Dinge in Ordnung brachte, dessen war sie sich mittlerweile sicher. So sicher, dass sie dafür fast an der Passkontrolle des Aeropuerto Internacional José Martí vor Angst gestorben wäre. Der knabenhafte Beamte, der sie entfernt an den jungen Antonio Banderas erinnerte, nur mit Geheimratsecken, hatte sich ewig mit ihrem Pass beschäftigt. Sofort waren Simone wieder die Fernsehbilder hochgekommen, die sie als gemeingefährliche Verbrecherin auf der Flucht gezeigt hatten, als gesuchte Mörderin. Als der Knabe dann zum Telefon gegriffen hatte, war Simone erst recht das Herz in die Hose gerutscht. Doch am Ende hatte er tatsächlich den Einreisestempel in ihren Pass gehauen, mit einer Wucht, die sie den dünnen Ärmchen des Jünglings gar nicht zugetraut hätte. Der Aufschlag des Steines, der von Simones Herz geplumpst war, war kaum leiser gewesen. Leider hatte sie sich zu früh gefreut, viel zu früh.

Simone ließ die behandschuhten Finger der Dicken nicht aus den Augen. Wehe!

»Behalte deine dreckigen Pfoten bloß bei dir!«, zischte sie laut auf Deutsch und setzte damit das Unheil in Gang.

Zwanzig Minuten später verließ Simone auf wackligen Beinen das Flughafengebäude. Genervt rieb sie sich über den

Nacken, der von dem eisenharten Griff der Zollbeamtin, mit dem sie Simones Kopf auf den Tisch gedrückt hatte, höllisch schmerzte. Den anderen, ebenfalls ungeheuerlich schmerzenden Stellen konnte sie sich in aller Öffentlichkeit nicht widmen. Nun gut, sie hatte es überstanden.

Simone trat ins Freie, schloss ihre geröteten Augen und legte den Kopf nach hinten. Die Sonne war angenehm, ließ neue Lebensgeister in sie strömen. In Deutschland herrschten stürmische und eisige Märztemperaturen bei nieseligem Schmuddelwetter. In Havanna wehte ein laues Lüftchen bei behaglichen zwanzig Grad Celsius. Auch der Geruch war Simone sofort wieder vertraut. Eine Mischung aus exotischen Blütenaromen, Holzfeuerduft und verbranntem Zweitaktbenzin, durchsetzt von einer immer präsenten Prise salziger Meerluft.

Eigentlich hatte Simone geplant, mit einem Linienbus in die Stadt zu fahren. Aber zum einen hatte das Terminal 3, an dem sie gelandet war, keinen direkten Anschluss an das Stadtbusnetz, und zum anderen klang der Gedanke, sich zwischen Dutzende, verschwitzte Mitreisende zwängen zu müssen, nicht gerade verlockend. Unfreiwilligen Körperkontakt hatte Simone für den heutigen Tag weiß Gott genug gehabt.

Als sie die Reihe der verbeulten Lada-Taxis abschnitt, die Stoßstange an Stoßstange vor dem Flughafengebäude parkten, schloss sie unwillkürlich die letzten beiden, bis dato offenen Knöpfe ihrer leichten Sommerbluse. Als sie das erste Fahrzeug, das anscheinend nur von vielen Gebeten noch in geradeso fahrtüchtiger Form gehalten wurde, passiert hatte, wurden wie in einer Dominoreihe nacheinander die Türen der übrigen Taxis aufgerissen und die Fahrerköpfe schnellten wie Springteufel aus der Kiste hervor, um ihr lautstark ihre Vorzüge anzupreisen. In jedem der Gesichter glaubte Simone das dreckige Grinsen der dicken Zollbeamtin wiederzuerkennen.

»Nein, danke!«, brüllte sie unvermittelt mit wütend vor-

gestrecktem Kinn und trieb die Männer so zurück in ihre klapprigen Autos.

Am Ende der Schlange, mit etwas Respekts- oder auch Ist-mir-doch-egal-Abstand, parkte ein Motorradseitenwagenspann. Im Gegensatz zu den heruntergekommenen Autos war dieses Gefährt in einem geradezu messetauglichen Zustand. Im polierten Chrom des vorderen Kotflügels spiegelte sich blendend die Sonne und selbst der Tank der Royal Enfield glänzte wie Silberbesteck beim Besuch der schwerreichen Erbtante. Die übrigen Teile des Gespanns waren in einem tiefgründigen Schwarz lackiert, das ebenfalls keine Delle, kein Zeichen von Rost oder Schmutz aufwies. Dass der Beiwagen mit rotem, dick aufgepolstertem Leder ausgeschlagen war, konnte Simone nur erahnen, da ein massiger Kubaner mit Fidel-Castro-Gedächtnis-Bart darin lag und den Sitzbereich voll ausfüllte. Dabei ragten seine Beine über den Seitenwagen hinaus. Er hatte seine Hände gefaltet und schnarchte so herzerreißend, dass bei jedem rasselnden Atemzug die Federung des Beiwagens erzitterte.

Simone stellte ihren Rollkoffer auf dem Bürgersteig ab und lief eine Runde um das wunderschöne Motorrad herum. Es sah viel älter aus, als es eigentlich war. Die Zugmaschine, eine Royal Enfield 350 Bullet, wäre sogar zu Zeiten des Diktators Batista nicht groß aufgefallen. Simone war sich ziemlich sicher, dass sie erst vor Kurzem die Fertigungsbänder im indischen Chennai verlassen hatte. Eine klassische Schönheit und mit nicht ganz zwanzig Pferdestärken dem aktuellen Leistungswahn trotzend. Ein wunderbares Maschinchen.

»Wie viel?«, fragte sie und stieß mit ihrem Fuß gegen das über die Bordwand des Seitenwagens hängende Bein des schnarchenden Fahrers.

Der rüttelte und schüttelte sich erschrocken, riss seine pechschwarzen Augen weit auf und musterte Simone interessiert, ohne seine liegende Position zu verändern.

»Wofür?«, stellte er ebenso kurz angebunden, aber nicht unfreundlich die Gegenfrage und gähnte anschließend herzhaft.

Acht Stunden zuvor

Obwohl ihm dauernd kurz die Augen zufielen, war sein Gehör aufs Äußerste geschärft. Sobald sich die nächtlichen Töne des Waldes veränderten, war er hellwach. Der abnehmende Mond bei fast wolkenlosem Himmel sorgte für gute Sichtverhältnisse. Jetzt musste sich das Opfer nur zeigen. Ab und an ließ ein Windhauch Blätter knistern. Oder ein Vogel raschelte in verdorrtem Laub. Vielleicht auch ein Nagetier. Es hatte viel zu lange nicht geregnet. Selbst der Geruch des Waldes hatte sich verändert. Man konnte die Trockenheit förmlich auf der Zunge schmecken. Er nickte ein, dämmerte in der Grauzone zum Halbschlaf und schreckte plötzlich auf! In einer fließenden, fast unterbewussten Bewegung glitt das Gewehr in den Anschlag. Durchs Zielfernrohr tastete sein Auge systematisch die Richtung ab, aus der das Geräusch gekommen war.

»Komm, zeig dich!«, sagte er tonlos.

Sein Puls schnellte nach oben. Die Hände fingen an zu schwitzen. Nicht gut. Locker bleiben. Das Jagdfieber unterdrücken. Atmen. Ein und aus. Langsam. Ein und aus. Durch den Bauch. Ein und aus. Besser. Ein und aus. Fast mechanisch scannte er hoch konzentriert das Dickicht. Bewegte sich dort etwas im Jungholz? Ja! Endlich! Mit einem Mal hatte das Fadenkreuz das Opfer voll erfasst. Wie weit war es weg? Circa fünfzig Meter. Bei den Sichtverhältnissen gerade noch machbar. Die Zieloptik verstärkte das Restlicht. Nicht übermäßig, aber gerade gut genug. Nur die Position war nicht perfekt.

»Dreh dich, du Schwein!«

Wieder bewegten sich nur die Lippen, ohne dass Worte hörbar wurden. Das Opfer gehorchte trotzdem, wie telepathisch dazu gezwungen. Unvermittelt war sämtliche Aufregung verflogen. Das Gewehr lag ruhig auf dem Geländer des Hochsitzes, wie fest in einem Schraubstock eingespannt.

Seine Atmung wurde ruhiger, der Blick klarer. Das Herz des Ziels lag perfekt und völlig ahnungslos im Visier. Er hielt die Luft an, krümmte den Zeigefinger, suchte den Druckpunkt. Gleich, nur einen winzigen Moment. Kurz vor dem tödlichen Schuss schien die Welt um ihn herum stillzustehen, ebenfalls den Atem anzuhalten. Die Zeit fror ein. Motorenlärm! Der gewaltige Eber machte einen Satz zur Seite und verschwand im Unterholz.

»Äieajäi, baos ies eann daos förr ea Schwinneräi!«, fluchte der Jäger in feinstem Rühlaer Dialekt und setzte seine Waffe ab.

Scheinwerfer durchschnitten die Nacht. Ein Fahrzeug kam den Waldweg heruntergerast. Ein Kleintransporter. Viel zu schnell für den zerfurchten Pfad. Kreischend hohe Drehzahlen verschreckten jegliches Getier. Die Federung des Wagens schlug in tiefen Schlaglöchern polternd durch. Der Jäger versuchte, den Fahrer durch sein Zielfernrohr zu erkennen. Im selben Augenblick blieb der Kleinbus abrupt stehen. Der Motor starb ab, alle Lichter erloschen. Von einem Wimpernschlag auf den nächsten herrschte Grabesstille.

Das Gewehr zielte nun direkt auf das Fahrerfenster. Es waren nur undeutliche Schemen zu erkennen. Anscheinend stieg jemand zwischen den Sitzen hindurch in den Laderaum des Transporters. Die Werbung auf den grünen Seitenwänden war verblichen und kaum zu erkennen. Ein Klempnerbetrieb. Schreiber Installation? Der Jäger setzte das Gewehr ab.

»Schissdreak!«

Sollte er die Typen zur Rede stellen? Schließlich war das hier nicht ungefährlich. Er hätte den Wagen ohne Weiteres treffen und jemand verletzen können. Was machten die denn hier mitten im Wald und um diese Uhrzeit?

Plötzlich drang ein lautes Stöhnen von dem Fahrzeug herüber und die Aufhängung begann rhythmisch zu quietschen. Der Jäger stutzte kurz und packte zusammen. Konnten die sich nicht ein Zimmer nehmen?

Fynn Jakobson hatte noch nie in seinem Leben so viel Angst gehabt. Und dabei hatte er schon viel erlebt. Jede freie Minute verbrachte er mit seiner Motocross-Maschine im Wald. Brettete zwischen eng stehenden Bäumen mit halsbrecherischer Geschwindigkeit hindurch, sprang von Hügeln, die andere nicht mal hinunterliefen. Das ging oft nicht ohne Verletzung ab. Knochenbrüche, Prellungen, ausgekugelte Gelenke. Erst letztens hatte er sich das linke Ei gequetscht. Das war wirklich kein Spaß gewesen. Nur was die kleine Chinesin hier mit ihm aufführte, das stellte alles andere in den Schatten. Selbst als ihm damals die rechte Schulter wieder eingerenkt worden war, hatte er nicht solche Schmerzen erlitten, wie ihm die Schlampe jetzt nur mit ihrem spitzen Zeigefinger beibrachte.

Nun kam sie vom Fahrersitz zu ihm durchgeklettert. Unwillkürlich riss Fynn an den Kabelbindern, mit denen seine Hände hinter dem Rücken gefesselt waren. Keine Chance. Der Kunststoff schnitt nur stärker in seine Haut. Fynn fing an zu zittern, atmete flach und stoßweise. Er versuchte, von der Frau wegzurobben. Aber wo sollte er hin? Die Türen des Lieferwagens waren fest verschlossen. Während der Fahrt hatte Fynn probiert, anhand der Richtungswechsel zu verfolgen, wohin die Irre ihn brachte. Allerdings hatte er recht bald jegliche Orientierung verloren. Wahrscheinlich waren sie irgendwo tief im Wald. Der letzte Teil des Weges war extrem holprig gewesen. Wehe, wenn sie sein Auto kaputt gemacht hatte! Nur gut, dass sein Crossmotorrad gut verzurrt war. Es hatte während der wilden Fahrt bedrohlich hin- und hergeschwankt, zum Glück war es stehen geblieben.

Dabei hatte er nur schnell eine Kiste Bier vom Netto holen wollen. Und plötzlich stand die kleine Chinesin vor ihm, hatte gelächelt und ehe er reagieren konnte, hatte sich ihr Zeigefinger in Fynns Hals gebohrt. Er war auf einen Schlag gelähmt gewesen. Sie hatte ihn in seinen eigenen Transporter gesperrt. Und dann kamen die Schmerzen. Fynn hatte zuvor nie etwas von Dim Mak, der Kunst der tödlichen Be-

rührung gehört. Dass diese Unterart der Akupunktur, bei der Nervenpunkte negativ stimuliert werden, funktionierte, konnte er nun bestätigen. Noch auf dem Supermarktplatz hatte sie ihre Behandlung begonnen. Wie lange er von der Schlampe malträtirt worden war, konnte er im Nachhinein gar nicht mehr sagen. Die Zeit war quälend langsam vergangen. Das Verrückte an der ganzen Sache jedoch war, dass sie ihm nicht eine Frage gestellt hatte. Aber das würde sich jetzt wohl ändern.

Die Chinesin ging vor Fynn in die Hocke und hob ihren Zeigefinger. Dass alle Asiaten gleich aussahen, stimmte nicht. Oder nicht für Fynn. Er würde die Bitch unter Tausenden, wenn nicht gar Millionen wiedererkennen. Wie sie ihn mit ihren eiskalten Augen anschaute. Fast belustigt, von seinen Qualen erheitert. Der Finger schwebte vor ihm. Er starrte darauf wie ein Schlangenschwörer auf eine Königskobra. Und genauso schnell stach das Miststück zu. Immer und immer wieder. Jedes Mal wurde ein anderer Nervenpunkt getroffen. Fynn stöhnte, schrie, zuckte und der Transporter wippte dazu im Takt.

»Wo ist das Liebespaar?«

»Was?«

Fynn japste, als wäre er eben einen Marathon gelaufen. Mit dem Kasten Bier aus dem Netto in der Hand. In Rekordzeit. Natürlich hatte er die Frage verstanden. Die Chinesin sprach langsam, fast akzentfrei Deutsch. Irgendwie erinnerte ihn ihre Art zu sprechen an Fräulein Umbreit, seine Lehrerin in der ersten Klasse. Die war auch streng gewesen, hatte ihren Zeigefinger allerdings nur für leichtes Drohen und nicht für schwere Körperverletzung benutzt. Fynn brauchte mehr Zeit zum Nachdenken.

»Was?«, wiederholte er deswegen schrill.

»Das Liebespaar!«

Georg war schuld. Eigentlich war alles abgemacht gewesen. Ein mündlicher Vertrag mit einem asiatischen Käufer, wasserdichter als jedes notariell beglaubigte Papier. Die Übergabe hatte kurz bevorgestanden. Und dann war alles

aus dem Ruder gelaufen. Georg hatte die glorreiche Idee gehabt, mehr Geld aus dem chinesischen Sammler zu pressen, den sie als Käufer für das *Tambacher Liebespaar* an Land gezogen hatten. Uralte, versteinerte Knochen, die am Bromacker nahe Tambach-Dietharz gefunden worden waren. Georg war auf den Trichter gekommen, den Mist zu stehlen. Direkt auf dem Rückweg von einer Ausstellung am Fundort zum zwanzigsten Jubiläum der Entdeckung. Der Raub an sich war ein Meisterstück gewesen. Die Geldtransporterbesatzung hatte kaum Widerstand geleistet. Die Idee mit dem Panzer war in der Tat genial gewesen. Und dass neben den versteinerten Saurierknochen, die wie in inniger Umarmung in eine Platte eingebacken waren und deswegen Liebespaar genannt wurden, auch richtig viel Kohle in dem Geldtransporter gelegen hatte, hatte das Sahnehäubchen auf ihren Coup gesetzt. Nur waren sie geschnappt worden. Ausgerechnet von einem selten dämlichen Gothaer Bullen. Alle außer ihm. Er war als Einziger übrig geblieben. Die Beute war hingegen in Sicherheit. Sie hatten sich geschworen, das Versteck geheim zu halten. Im und außerhalb des Knastes. Zwei Millionen Euro waren schließlich kein Pappenstiel. Allerdings war bei ihrer Abmachung keine Rede von Folter gewesen.

Die Hand hatte sich so schnell bewegt, dass Fynn im ersten Moment glaubte, er hätte sich getäuscht. Als hätte ihm ein Augenzwinkern nur eine Bewegung vorgegaukelt. Doch dann setzten die Schmerzen ein. Urplötzlich. Von einem Moment auf den nächsten schien jede Zelle seines Körpers zu brennen. Fynn schrie auf und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die kleine Chinesin, die ihren Kopf leicht schief hielt und ihn aus zusammengekniffenen Augen beobachtete. Unkontrolliert fing er an zu zucken. Die Kabelbinder hatten sich längst bis auf das rohe Fleisch durch seine Haut gescheuert. Der Schmerz ließ überhaupt nicht mehr nach. Fynn schlug seinen Kopf gegen die Bordwand, um irgendwie die Kontrolle über seinen Körper zurückzuerlangen. Und tatsächlich, ganz langsam wurde es besser.

Fynns Augenlider flackerten wie die Flügel eines Kolibris. Nachdem er sich übergeben hatte und nicht mehr als Galle hochwürgen konnte, sank der Schmerz auf ein erträgliches Niveau herab.

»Das Liebespaar!«, wiederholte die Chinesin.

Sie klang jetzt nicht mehr wie Fräulein Umbreit. Fynn gab auf.

»Talsperre«, sagte er kaum hörbar und fiel zitternd zur Seite um, mitten hinein in seine Kotze.

Yaxin Tung, die sich selbst Mary nannte, kletterte nach vorn auf den Fahrersitz. Sie war ein wenig erstaunt, wie lange der Mann widerstanden hatte. So eine hohe Schmerztoleranz hatte sie bisher nur bei Frauen erlebt. Am Ende hatte er dann aber doch klein beigegeben. Natürlich. Ihr Auftraggeber würde zufrieden sein. Glückliche Kunden waren wichtig. Schließlich war Yaxin mittlerweile selbstständig, arbeitete sozusagen freiberuflich, nachdem der chinesische Auslandsgeheimdienst sie für tot hielt. Sie war jetzt ihr eigener Chef. Das hatte, wie alles im Leben, Vor- und Nachteile. Zu Letzterem gehörte, dass man sich auch in ihrem Metier tummeln musste, um an Aufträge zu gelangen. Selbst in Deutschland war die Konkurrenz groß, das Geschäft hart. Nachdem viele osteuropäische Staaten in die Europäische Union aufgenommen worden waren, war der Markt regelrecht von Konkurrenten aus dem Osten überschwemmt worden. Die Freizügigkeit von Arbeitnehmern nach Artikel 45 des Vertrags über die Arbeitsweise der Europäischen Union war nicht für alle ein Segen. Den ehernen Gesetzen des Kapitalismus folgend waren mit der zunehmenden Anzahl von Dienstleistern die Preise gesunken. Und genau deswegen waren ein guter Ruf und eine effiziente Arbeitsweise immens wichtig. Im jetzigen Fall hatte zudem geholfen, Chinesin zu sein. Der Geschäftsmann aus Hongkong wollte nicht nur die Ware zu dem vereinbarten Preis, er bestand darüber hinaus darauf, von Yaxin sicherstellen zu lassen, dass die gegnerische Seite verstand: Verträge sind einzuhalten. Einmal verhandelte Ge-

schäftsbedingungen waren unerschütterlich, wie die chinesische Mauer. Sie sollte ein Exempel statuieren.

Yaxin steuerte den Transporter aus dem Wald heraus. Langsamer dieses Mal. Bis zur Staumauer war es nicht weit. Sie hatte die Karten der Gegend im Vorfeld des Einsatzes genauestens studiert. Noch war es dunkel. Das Morgengrauen ließ sich nur leicht am Horizont erahnen. Ein rosa Flaum hing über dem Thüringer Wald.

An der Mauerkrone stoppte Yaxin den Wagen, ließ den Motor aber laufen. Sie kurbelte das Seitenfenster herunter und atmete gierig die frische Nachtluft ein. Eines der ersten Waisenhäuser, in das man sie als kleines Kind gesteckt hatte, befand sich am Rande einer sogenannten Fire City. Diese Städte litten unter einer dermaßen hohen, industriellen Luftverschmutzung, dass man auch tagsüber die Sonne nur erahnen konnte. Die Luft stank und war von Rußpartikeln gesättigt, wie nach einem Waldbrandinferno. Es bedurfte regelrecht einer körperlichen Anstrengung, sie einzuatmen. Als ob sich die Lunge weigerte, den Dreck in sich aufzunehmen. Nur brannte es in diesen Städten nicht. Er wurde produziert. Vorrangig für den Export, zum Beispiel in solch traumhafte Gegenden wie die hier rund um Tambach-Dietmarz.

Yaxin wischte die Erinnerung beiseite. Direkt vor ihr stieg jetzt die Sonne majestätisch hinter den dicht bewaldeten Bergspitzen auf. Der goldene Feuerball tauchte den Stausee in ein warmes, überirdisches Licht. Yaxin klappte die Sonnenblende herunter.

»Wo?«, fragte sie nach hinten in den Laderaum.

Mühsam richtete sich ihr Gefangener kniend auf und schaute zitternd zwischen den Sitzen hindurch. Es stank erbärmlich nach Erbrochenem.

»Die Straße weiter, bis zum Ende«, sagte er kaum hörbar und nickte nach vorn.

Yaxin löste die Handbremse und ließ den Transporter im Standgas den angegebenen Weg hinunterrollen. Der Pfad endete buchstäblich im Wasser. Wieder hielt Yaxin an, schaltete

dieses Mal den Motor aus. Die Wasseroberfläche des Stausees lag wie ein polierter Spiegel vor ihr. Ruhig, still, friedlich.

»Wo?«, fragte sie erneut, leise, aber eindringlich.

»Direkt vor uns«, antwortete der Mann, ohne aufzusehen.

»Da ist nur Wasser.«

»Wir müssen warten.«

Yaxin lehnte ihren Kopf an den Sitz und schloss kurz die Augen. Sie hatte sich die Kunst der tödlichen Berührung quasi im Selbststudium beigebracht, sich Fachbücher besorgt und im Internet recherchiert. Ihr ehemaliger Partner Quentin war der eigentliche Experte gewesen. Einige Techniken hatte sie sich bei ihm abgeschaut. Nach ihren bisherigen Erfahrungen hatte sie schon eine gewisse Kunstfertigkeit erlangt. Sollte sie jetzt so versagt haben? Noch nie war sie nach einer Sitzung belogen worden. Noch nie! Gut, der Mann hatte ungewöhnlich lange Widerstand geleistet, ehe er das Versteck des Liebespaares verraten hatte. Das vermeintliche Versteck. Das millionenschwere Fossilienpaar im See versenkt? Bestimmt nicht! Eine Bergung ohne schwere Technik wäre faktisch unmöglich. Und damit nichts, was im Geheimen passieren könnte.

Yaxin öffnete die Augen. Sie holte ihr Messer aus der Hosentasche und klappte es auf. Ein originales Laguiole, das sie einem feindlichen Agenten des französischen Geheimdienstes DGSE abgenommen hatte. Er war nach ihrem Aufeinandertreffen nicht mehr in der Lage gewesen, es zu benutzen. Jetzt war das Messer ein Andenken an ihr früheres Leben. Und ein perfektes Werkzeug. Es war an der Zeit, den zweiten Teil des Auftrages zu erfüllen und ein Exempel zu statuieren. Ein abgeschnittenes Ohr würde dem Rest der Gruppe vermitteln, dass Vertragsbruch keine Option war. Und es würde als Druckmittel dienen, um an das wahre Versteck zu kommen. Zur Sicherheit würde sie auch die Augen entnehmen. Besser haben als brauchen. Obwohl die dicke Sechskantschraube, die durch das linke Ohr des Opfers ragte, schon für eine eindeutige Identifizierung bei seinen Komplizen sorgen würde.

»Jawohl.«

»Ich gebe Ihnen vorerst mein Motorrad.« Frankfurt warf wie selbstverständlich den Zündschlüssel über den Tisch.

Pepe fing ihn einhändig und stutzte. Die BMW vom Chef? Die war brandneu. Er behandelte die Maschine wie seinen Augapfel. Und jetzt rückte er sie so mir nichts, dir nichts raus? Da war garantiert etwas faul.

»Wir haben einen EA.«

Eigenmächtig abwesend. Nichts Besonderes. Standardgeschäft der Feldjäger. Brachte jemand nach drei Tagen Abwesenheit keinen Krankenschein, griff das Wehrstrafgesetz Paragraf 15. In Absatz 1 stand klar und deutlich: ›Wer eigenmächtig seine Truppe oder Dienststelle verlässt oder ihr fernbleibt und vorsätzlich oder fahrlässig länger als drei volle Kalendertage abwesend ist, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren bestraft.«

»Johanna Bock ist verschwunden.«

Das war allerdings doch etwas Besonderes.

## 12

»Seit wann?«, fragte Pepe.

»Mehr als vier Wochen.«

»Mehr als vier Wochen?«

»Ja, mehr als vier Wochen.«

»Und warum werden wir erst jetzt eingeschaltet?«

»Das ist kompliziert.«

Pepe hatte seinen Chef noch nie so drucksend erlebt. Der bearbeitete seine Finger, als gelte es, Brotteig zu kneten.

»Anscheinend gibt es eine Menge Leute mit Einfluss, die um das Verschwinden von Johanna Bock kein großes Federlesen machen wollen.«

»Warum?«

»Keine Ahnung.« Frankfurt zuckte die Schultern, klappte dabei die streng geheime Akte auf und als er merkte, was er da tat, schloss er sie gleich wieder.

Hier stimmte etwas nicht. Johanna Bock war Ladeschützin in einem Leopard II. Und nicht in irgendeinem, sondern in dem Panzer, den der unlängst verstorbene Roger Deutschmann befehligt hatte, einer von Pepes engsten Freunden. An die Geschichte dachte er nicht gern zurück. Aber das ließ sich jetzt wohl nicht vermeiden.

»Hat das etwas mit der Deutschmann-Sache zu tun?«, hakte er deswegen nach.

»Möglich«, gab Frankfurt zögernd zu.

»Wer war denn bisher an der Sache dran? Morgenweck?«

»Nein. Niemand.«

»Niemand? Unmöglich! Ein Soldat ist mehr als vier Wochen eigenmächtig abwesend und niemand geht dem nach?«

»Wie schon gesagt: Jemand hält den Deckel drauf. Mit Nachdruck.«

»Und warum ermitteln wir jetzt doch?«

»Weil es nicht sein kann, dass ein Soldat mehr als vier Wochen eigenmächtig abwesend ist und niemand der Sache nachgeht«, polterte Frankfurt.

Pepe stutzte. »Kannten Sie die Obergefreite näher?«

»Nein!«

Pepe hatte seine Frage noch nicht ganz zu Ende gestellt, da kam Frankfurts Antwort bereits herausgeschossen.

»Hier ist ihre Personalakte«, fuhr der Major schnell fort und zog einige mit einer Büroklammer zusammengeheftete Blatt Papier unter dem Geheimhefter hervor. »Sie hat eine Stube in der Friedenstein-Kaserne in Gotha, wohnt aber in Eisenach.«

Pepe nahm die Dokumente entgegen und wartete auf weitere Anweisungen. Das Handy des Majors klingelte. Es lag auf seinem Schreibtisch und begann sich vibrierend im Kreis zu drehen, während aus seinem Lautsprecher eine schlagerähnliche Melodie plärrte. Das war neu. Normalerweise kündigte Wagners Walkürenritt einen Anruf beim Chef an. Auch dass Frankfurts Wangen die Farbe wechselte, war unüblich. Gleich bei den ersten Tönen schlich sich ein debiles Grinsen in das Gesicht des Majors.

»Das ist privat«, sagte der und entließ Pepe mit einem ungeduldigen Winken seiner linken Hand.

Pepe stand auf und hörte durch die zuschlagende Tür hindurch, wie Frankfurt mit einem »Hallo, meine Süße!« den Anruf entgegennahm. Anscheinend hatte er hier einiges verpasst. Der Chef hatte eine Ische am Start. Und gerade jetzt war die Hauptgefreite Rossi nicht im Büro. Die kannte sicherlich alle schmutzigen Einzelheiten.

»FUCHS!«

Verdammt. Hatte ihn der Alte beim Lauschen ertappt? Sollte er sich auf Zehenspitzen davonstehlen? Lieber nicht. Frankfurt hatte einen siebten Sinn für solche Sachen. Daher öffnete Pepe die Bürotür wieder.

»Jawohl, Herr Major?«

»Streng nach Vorschrift. Wir stehen unter Beobachtung. Ihre Ermittlungen müssen astrein ablaufen und jeder Lupenprüfung standhalten können. Keine waghalsigen Aktionen oder aufsehenerregenden Fisimatenten. Verstanden?«

»Jawohl, Herr Major!«, antwortete Pepe zackig und knallte die Hacken zusammen.

Frankfurt hatte während der Ansage das Mikrofon seines Handys zugehalten und schickte Pepe mit derselben Linke-Hand-Geste wie eben nach draußen ... Keine aufsehenerregenden Fisimatenten. Kurz blitzten die blutige Zugtoilette und die aus dem Fenster stürzende Chinesin vor Pepes geistigem Auge auf. Allerdings nur kurz.

Es war inzwischen später Nachmittag. Die Abenddämmerung kündigte sich über dem Erfurter Dom an. Sollte er heute noch Johanna Bocks Eisenacher Wohnung aufsuchen? Auf jeden Fall! Sie war seit fast vier Wochen eigenmächtig abwesend. Er würde keine Sekunde länger warten, um mit seinen Ermittlungen zu beginnen.

Pepe hatte die junge Obergefreite bereits getroffen und näher kennengelernt. Diese Begegnung hatte einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Dass ihr etwas Ernsthaftes zugestoßen war, war durchaus vorstellbar.

Alle Türen der großen Halle waren fest verschlossen. Eine späte Abendsonne brannte unerbittlich auf die weite Betonfläche vor der Garage herunter. Die Luft flimmerte vor Pepes Augen. In seinen Lederklamotten war es fast unerträglich heiß. Er sehnte direkt den Moment herbei, wenn er endlich wieder auf einem Motorrad sitzen würde und den kühlenden Fahrtwind spüren konnte. Dementsprechend beeilte sich Pepe, das Gebäude zu erreichen. Er klopfte kurz an die in ein Großtor eingelassene Tür und trat ein. Die Halle wirkte verwaist. Es war schon längst Dienstschluss. Doch der Fuhrparkleiter war noch zugange. Er polierte tatsächlich gerade die BMW des Chefs mit einem Lederlappen.

Arschkriecher!, dachte Pepe und sagte laut: »Herr Hauptfeld, guten Abend.«

Der Hauptfeldwebel schreckte hoch, als wäre er bei einer Schandtat ertappt worden. Womit er in den Augen vieler Soldaten auch recht hatte.

»Fuchs, Ihre Maschine ist augenblicklich nicht einsatzfähig.«

»Ich weiß. Der Alte gibt mir seine«, tönte Pepe und hielt triumphierend den Zündschlüssel des Chef-Motorrades hoch.

»Wirklich?«

»Wirklich!«

»Das glaube ich nicht.«

Die Zweifel des Mannes waren verständlich. Zu oft hatte Pepe sein eigenes Motorrad eingebüßt. Seine Dienst-BMW war ein ständiger Zankapfel zwischen ihm und dem Chef. Und der Fuhrparkleiter stand natürlich voll aufseiten des Majors.

»Sie können ihn anrufen, wenn Sie möchten«, antwortete Pepe gelassen und ließ den Schlüssel am Ring um seinen Zeigefinger kreisen.

Der Hauptfeldwebel kniff die Augen zusammen. Man konnte förmlich hören, wie er angestrengt nachdachte.

»Nein, schon gut«, sagte er nach einer gefühlten Ewigkeit.

»Sehr schön. Und Herr Hauptfeld?«

»Ja?«

Der Fuhrparkleiter spuckte die Gegenfrage vor Pepes Füße. Er ärgerte sich augenscheinlich, dass er die BMW mit Hingabe gewienert hatte und sie nun an Pepe ausgeben musste.

»Wo ist mein Helm?«

»Ihr Helm?«

»Ich hatte ihn an meiner Maschine gelassen.«

»An Ihrer Maschine?«

Langsam kehrte die gute Laune des Hauptfeldwebels zurück.

»Ja, an meiner Maschine.«

»Bei mir ist kein Helm abgegeben worden. Da müssen Sie wohl eine Verlustmeldung machen.«

Verdammt. »Können Sie mir einen leihen?«

»Einen leihen?«

»Ja, einen leihen.«

Jetzt grinste der Fuhrparkleiter über das ganze Gesicht. Sein Körper straffte sich und er verschränkte die Arme vor der Brust.

»Das kann ich tatsächlich. Folgen Sie mir.«

Der Hauptfeldwebel hatte einen Gang drauf, als hätte er jahrelang klassisches Ballett getanzt. Pepe folgte ihm und versuchte, sich von dem Hüftgeschaukel nicht anstecken zu lassen. Am hinteren Hallenende befand sich ein Büro. In dem Geschäftszimmer stand ein großer Stahlschrank. Nur mit Nachdruck schwangen die Türen auf. Pepe konnte nicht direkt sehen, was sich darin befand. Der Hauptfeldwebel blockierte absichtlich sein Sichtfeld. Aber er fand das Gesuchte relativ schnell und drehte sich in einer Balletttänzerpirouette zu Pepe um.

»Bitte sehr«, sagte er und es klang wie ›Tada‹.

Pepe hatte so etwas schon mal gesehen. Auf Fotos. Auf sehr alten Fotos. Das olivgrüne Ding war ohne Zweifel ein militärischer Motorradhelm. Um das offene Helmende herum lief ein schwarzer, geriffelter Gummiring. Lederne Oh-

renschützer waren mit einem Reißverschluss an der Hartschale befestigt. Der Kinnriemen war ebenfalls aus Leder und wurde mit einer Metallschnalle geschlossen.

»Motorradhelm der Nationalen Volksarmee, Halbschale B«, verkündete der Hauptfeldwebel und wischte mit seinem Uniformärmel Staub von der Oberseite.

Pepe nahm den Helm mit spitzen Fingern entgegen.

»Ist das alles?«

»Natürlich nicht. Hier ist noch eine passende Brille.«

Der Hauptfeld drehte sich anmutig zum Schrank und kehrte ebenso elegant in seine Ausgangsposition zurück. Dabei präsentierte er die Motorradbrille wie ein sündhaft teures Designerstück. Auf Pepe machte das Ding allerdings den Eindruck, als hätte es ein Schlosserazubi im ersten Lehrjahr aus einem Stück gefeilt. Die Brille war groß, klobig und schwer.

»Danke.« Pepe war perplex.

»Bitte.«

Der Helm erfüllte mit Sicherheit keine gültige ECE-Norm, dafür passte er erstaunlich gut. Und im Gegensatz zu Pepes Standardhelm war er bewundernswert leicht. Leider wurde dieser Gewichtsvorteil von der Brille fast vollständig kompensiert.

Der Hauptfeldwebel hatte in der Zwischenzeit das Hallentor geöffnet und bekam sich vor Lachen schier nicht mehr ein. Pepe ignorierte ihn. Er wuchtete die BMW vom Hauptständer, stieg auf und startete den Motor. Das sonore Dröhnen des Boxermotors ließ ihn die Häme des Fuhrparkleiters sofort vergessen. Als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt setzte Pepe die Brille auf und fuhr mit abhebendem Vorderrad aus der Halle.

Obwohl es über die Autobahn bedeutend schneller gegangen wäre, wählte Pepe die B7 für die Fahrt nach Eisenach. Bis Gotha hatte die Bundesstraße fast Autobahncharakter, danach kam tatsächlich Fahrfreude auf. In der gewaltigen Bahnunterführung in Mechterstädt kratzte Pepes rechtes Knie leicht über den Asphalt.

Johanna Bock wohnte in der Eisenacher Jakobstraße, in einem großen Mehrfamilienhaus. Die Bauweise erinnerte an DDR-Neubaublocks. Die graue Betonfassade hatte anscheinend schon bessere Zeiten erlebt, war an sich aber in einem ganz passablen Zustand. Merkwürdig fand Pepe die riesigen Feldsteine, die wie Findlinge nach einer Innenstadt-eiszeit vor dem Gebäude lagen. Wahrscheinlich dienten sie als Rammschutz vor den von der gegenüberliegenden Straßenseite ausparkenden Autos. Pepe stellte seine BMW direkt neben einem solchen Wackerstein und nahm den Helm ab. Seine Kopfhaut juckte. Er hätte das Innere wohl besser vor dem ersten Tragen nach dreißig Jahren desinfizieren sollen. Leider konnte er auch unter den akrobatischsten Verrenkungen vor dem Seitenspiegel der BMW nicht erkennen, ob er sich wund gerieben hatte. So schlimm würde es sicherlich nicht sein. Pepe steckte den Helm auf einen Motorradspiegel und trat an den Hauseingang. Die Briefkästen standen vor dem Gebäude. Aus der mit *Bock* beschrifteten Klappe quollen unzählige Werbewerksendungen und kostenfreie Anzeigenblätter. Die jeweiligen Austräger hatten versucht, immer noch eine und noch eine Ausgabe im Briefkasten unterzubringen, obwohl der hoffnungslos überfüllt war. Die äußeren Exemplare waren vom Regen durchgeweicht und anschließend wieder von der extrem heißen Sommersonne getrocknet worden. Innerhalb von Wochen war das Papier um Jahre gealtert. Nein, die Obergefreite Bock war wohl nicht zu Hause. Trotzdem musste Pepe es probieren.

Die Klingelschilder an der in der Akte angegebenen Hausnummer waren sehr unterschiedlich beschriftet. Nicht nur was die Ausführung betraf, von exakt auf Klebeetikett ausgedruckt bis zu Handgekritzel auf Brotpapier, sondern auch bei der Mühe, eine eindeutige Identifizierung zuzulassen. Das Schild für *Bock* bewegte sich irgendwo im Mittelfeld. Obwohl er nicht damit rechnete, dass er eine Antwort erhielt, drückte Pepe kräftig und ausdauernd auf den Klingelknopf.

»Die Schlampe ist nicht da!«